

Jugoslawisches Herzland

Das Balkan-Fever-Festival beweist: Wien liegt tief in Osteuropa

Ja, sind die denn wahnsinnig? Und wer sind die überhaupt? Mit Kusturica, Boban Markovic und Roma-Blaskapellen hat das, was die zehn Herren veranstalten, nicht viel zu tun. Klingt eher wie Dizze Gillespie goes Speed Metal. Die beiden Schlagzeuger treiben in einem ungeraden Takt Familie Cherkezov vor sich her, die hinter Hörnern und Tuba die Backen aufbläst. Alt-Sax und Trompeten setzen ihre vibratösen Fanfaren, dass die Septakkorde nur so scheppern und man den Kosovo rausrücken würde für eine Packung Ohropax. Nur der E-Bass bleibt cool, während Band-Leader Angel Tichaliev sich zum x-ten Mal den Schweiß von der Halbglatze wischt. Die Klarinette setzt ein, hölzerner Blitzableiter im Blechgewitter, aber davon wird der Druck auf Ohren und Hirn auch nicht leichter: Läufe, dass einem Steve Vai schwindelig würde, zappaesk trudelnde Soli. Wenn man jetzt die Augen zumacht, glaubt man, der leibhaftige Zorn stehe auf der Bühne. Nein, da spielt keine durchgeknallte New Yorker Bebop-Combo, die auf den Balkan-Express aufgesprungen ist. Die zehn Musiker kommen echt vom Balkan, aus Sliven am Südhang des bulgarischen Balkan-Gebirges, dort wo die Türkei nicht weit ist. Sie heißen *Karandila* und offiziell nennt sich das, was sie machen, Hochzeitsmusik. Was müssen das für Hochzeiten sein.

Tanzbar ist die Musik von *Karandila* allerdings, das beweisen die Hüpfenden in der Mitte des schwarzen Kubus, der als „Szene Wien“, eingezwängt zwischen Schnellbahn und Supermarkt, die alternative Außenstelle der Wiener Stadthalle in Simmering bildet. Die bulgarischen Blasmusikanten eröffnen in der „Szene“ das „Balkan Fever“-Festival, das heuer zum fünften Mal in der Stadt grassiert.

Anderswo mag der Hype um transkarpatischen Ausgeh-Pop à la Shantel schon wieder vorbei oder zum Mainstream verflossen sein – in Wien ist das Balkan-Fieber seit jeher endemisch. Das gleichnamige Festival ist nur ein Symptom, und nicht mal das auffälligste. Gut zehn Prozent aller Wiener erblickten im ehemaligen Jugoslawien das Licht der Welt oder haben Eltern, die dort geboren wurden, mehr als 100 000 allein stammen aus Serbien und Montenegro. Auch wenn die zahlenmäßig unterlegenen Türken – die ja selbst mit einem Bein auf dem Balkan stehen – wegen Kebab-Buden und Kopftüchern auf den ersten Blick mehr auffallen: Es sind die Jugoslawen, die den Puls der Stadt antreiben.

Als Goran Novakovic 1991 aus Belgrad nach Wien floh, um, wie er es ausdrückt, „100 Kilo kurzichtiges Kanonenfutter in Sicherheit zu bringen“, empfand der Germanist seine neue Heimat als provinziell. „Aber es hat sich gebessert“, sagt Novakovic, der bei der Magistratsabteilung für Integrations- und Diversitätsfragen angestellt ist: „Wir Ex-Jugoslawen haben der Stadt ein Herz gegeben und die Schwarzen ihr das Aussehen einer Großstadt.“ Auf der Ottakringer Straße promenieren junge Frauen in knapper Kleidung, die Männer dezent maskulin, Kurzhaarschnitt obligatorisch, Deutsch Fremdsprache. Im Wochentakt öffnen neue Lokale, verspiegelte Läden, die Labyrinth oder Flash heißen. Musikalisch dominiert „Turbo-Folk“, orientalisch angehauchte Techno-Schlager serbischer Provenienz, die Blondinen und Bodybuilder mit Sonnenbrille

von den Video-Screens herab intonieren. In den Neunzigern schlug der Turbo-Folk chauvinistische Töne an, heute vertreiben Serben, Kroaten und Bosnier sich mit ihm gemeinsam das Heimweh. Wenn Stars wie das Duo *Djogani* nach Wien kommen, füllen sie riesige Hallen.

Mit dieser Szene hat das „Balkan-Fever“-Festival nicht viel gemein. Bands wie *Karandila* locken weder Massen an noch rekrutiert sich ihr Publikum aus bestimmten Ethnien, im Gegenteil. Dass der Musik Südosteuropas stets das Label der Authentizität und Ethnizität aufgedrückt wird, ist dem Initiator des Festivals, Richard Schuberth, ein Ärgernis. „Der Balkan ist mondän“, sagt er, und *Karandila* und die anderen Bands geben ihm recht, von Stars der Roma-Musik wie den *Taraf de Haidouks* bis zum armenischen Oudspieler Haig Yazdjian. Ein musikalischer Subkontinent ist zu entdecken, auf dem Thrakien an Louisiana grenzt, Arabien und Kuba in Hörweite sind. Und mittendrin liegt Wien.

Voll das Tschuschen-Auto!

Die Stadt hat sich längst zu einem Umschlagplatz für Musik aus Südosteuropa entwickelt und zum Sprungbrett für junge Talente. „In der Diaspora entdecken viele Musiker erst ihre balkanische Identität“, sagt Schuberth. Der 1976 in Sofia geborene Martin Lubenov kam zum Studium nach Wien und reüssiert heute mit seinem eigenwillig-virtuosen Akkordeonspiel in ganz Europa. Lubenov ist Rom und kommt aus einem Land mit einer besonders reichen musikalischen Tradition. Davon kann man sich sonntags in der Kirche des Heiligen Ivan Rilski überzeugen. Wenn nebenan, auf Wiens touristischer Ethnomeile, dem Naschmarkt, die Marktschreier schweigen, singt in der Hinterhofkirche der exzellente Chor der Kirchengemeinde die Liturgie. „Es sind sogar Sänger der Staatsoper dabei“, freut sich Bischofsvikar Ivan Petkin nach der Messe beim Pfarrcafé. Als Seelsorger ist der Familienvater für 7000 Bulgaren in Wien zuständig, unter denen viele Künstler und Akademiker sind.

Die Bulgaren sind eine kleine, feine Vorzeigeminderheit, die den sogenannten „echten“ Wiener nicht aus der Gemütsruhe bringen – im Gegensatz zu den 170 000 „Jugos“, die er auch gerne „Tschuschen“ nennt. Das Wort soll auf den Wachruf der serbischen Wehrbauern an der osmanischen Grenze zurückgehen und wird heute auf Wiens Straßen wie folgt verwendet: „Mercedes ist voll das Tschuschen-Auto.“ In ironischer Brechung wurde es namengebend für die „Wiener Tschuschenkapelle“, die der Kroat Slavko Ninic 1989 gründete und die die traditionelle Musik der „Gastarbajteri“ zur Aufführung bringt. Die damals revolutionären „Tschuschen“ sind längst eine Wiener Institution, sie musizieren mit den Wiener Philharmonikern und werden sich auch zum Jubiläum des Balkan Fever die Ehre geben.

Und dann ist da noch die Gitarristin Ljubinka Jokic, die 1992 aus Bosnien nach Wien floh, am Konservatorium studierte und bis vor kurzem im 20. Bezirk den „Pomaly-Grill“ betrieb, wo man Pljeskavica zu R&B-Musik verzehren konnte, inmitten bunten Volks, unter farbigen Glühbirnen: Wien verdankt dem Balkan mehr, als es oft will. Nicht nur musikalisch. CHRISTIAN JOSTMANN

Jugoslawisches Herzland

Das Balkan-Fever-Festival beweist: Wien liegt tief in Osteuropa

Ja, sind die denn wahnsinnig? Und wer sind die überhaupt? Mit Kusturica, Boban Markovic und Roma-Blaskapellen hat das, was die zehn Herren veranstalten, nicht viel zu tun. Klingt eher wie Dizze Gillespie goes Speed Metal. Die beiden Schlagzeuger treiben in einem ungeraden Takt Familie Cherkezov vor sich her, die hinter Hörnern und Tuba die Backen aufbläst. Alt-Sax und Trompeten setzen ihre vibratösen Fanfaren, dass die Septakkorde nur so scheppern und man den Kosovo rausrücken würde für eine Packung Ohropax. Nur der E-Bass bleibt cool, während Band-Leader Angel Tichaliev sich zum x-ten Mal den Schweiß von der Halbglatze wischt. Die Klarinette setzt ein, hölzerner Blitzableiter im Blechgewitter, aber davon wird der Druck auf Ohren und Hirn auch nicht leichter: Läufe, dass einem Steve Vai schwindelig würde, zappaesk trudelnde Soli. Wenn man jetzt die Augen zumacht, glaubt man, der leibhaftige Zorn stehe auf der Bühne. Nein, da spielt keine durchgeknallte New Yorker Bebop-Combo, die auf den Balkan-Express aufgesprungen ist. Die zehn Musiker kommen echt vom Balkan, aus Sliven am Südhang des bulgarischen Balkan-Gebirges, dort wo die Türkei nicht weit ist. Sie heißen *Karandila* und offiziell nennt sich das, was sie machen, Hochzeitsmusik. Was müssen das für Hochzeiten sein.

Tanzbar ist die Musik von *Karandila* allerdings, das beweisen die Hüpfenden in der Mitte des schwarzen Kubus, der als „Szene Wien“, eingezwängt zwischen Schnellbahn und Supermarkt, die alternative Außenstelle der Wiener Stadthalle in Simmering bildet. Die bulgarischen Blasmusikanten eröffnen in der „Szene“ das „Balkan Fever“-Festival, das heuer zum fünften Mal in der Stadt grassiert.

Anderswo mag der Hype um transkarpatischen Ausgeh-Pop à la Shantel schon wieder vorbei oder zum Mainstream verfließen sein – in Wien ist das Balkan-Fieber seit jeher endemisch. Das gleichnamige Festival ist nur ein Symptom, und nicht mal das auffälligste. Gut zehn Prozent aller Wiener erblickten im ehemaligen Jugoslawien das Licht der Welt oder haben Eltern, die dort geboren wurden, mehr als 100 000 allein stammen aus Serbien und Montenegro. Auch wenn die zahlenmäßig unterlegenen Türken – die ja selbst mit einem Bein auf dem Balkan stehen – wegen Kebab-Buden und Kopftüchern auf den ersten Blick mehr auffallen: Es sind die Jugoslawen, die den Puls der Stadt antreiben.

Als Goran Novakovic 1991 aus Belgrad nach Wien floh, um, wie er es ausdrückt, „100 Kilo kurzsichtiges Kanonenfutter in Sicherheit zu bringen“, empfand der Germanist seine neue Heimat als provinziell. „Aber es hat sich gebessert“, sagt Novakovic, der bei der Magistratsabteilung für Integrations- und Diversitätsfragen angestellt ist: „Wir Ex-Jugoslawen haben der Stadt ein Herz

von den Video-Screens herab intonieren. In den Neunzigern schlug der Turbo-Folk chauvinistische Töne an, heute vertreiben Serben, Kroaten und Bosnier sich mit ihm gemeinsam das Heimweh. Wenn Stars wie das Duo *Djogani* nach Wien kommen, füllen sie riesige Hallen.

Mit dieser Szene hat das „Balkan-Fever“-Festival nicht viel gemein. Bands wie *Karandila* locken weder Massen an noch rekrutiert sich ihr Publikum aus bestimmten Ethnien, im Gegenteil. Dass der Musik Südosteuropas stets das Label der Authentik- und Ethnizität aufgedrückt wird, ist dem Initiator des Festivals, Richard Schuberth, ein Ärgernis. „Der Balkan ist mondän“, sagt er, und *Karandila* und die anderen Bands geben ihm recht, von Stars der Roma-Musik wie den *Taraf de Haidouks* bis zum armenischen Oudspieler Haig Yazdjian. Ein musikalischer Subkontinent ist zu entdecken, auf dem Thrakien an Louisiana grenzt, Arabien und Kuba in Hörweite sind. Und mittendrin liegt Wien.

Voll das Tschuschen-Auto!

Die Stadt hat sich längst zu einem Umschlagplatz für Musik aus Südosteuropa entwickelt und zum Sprungbrett für junge Talente. „In der Diaspora entdecken viele Musiker erst ihre balkanische Identität“, sagt Schuberth. Der 1976 in Sofia geborene Martin Lubenov kam zum Studium nach Wien und reüssiert heute mit seinem eigenwillig-virtuosen Akkordeonspiel in ganz Europa. Lubenov ist Rom und kommt aus einem Land mit einer besonders reichen musikalischen Tradition. Davon kann man sich sonntags in der Kirche des Heiligen Ivan Rilski überzeugen. Wenn nebenan, auf Wiens touristischer Ethnomeile, dem Naschmarkt, die Marktschreier schweigen, singt in der Hinterhofkirche der exzellente Chor der Kirchengemeinde die Liturgie. „Es sind sogar Sänger der Staatsoper dabei“, freut sich Bischofsvikar Ivan Petkin nach der Messe beim Pfarrcafé. Als Seelsorger ist der Familienvater für 7000 Bulgaren in Wien zuständig, unter denen viele Künstler und Akademiker sind.

Die Bulgaren sind eine kleine, feine Vorzeigeminderheit, die den sogenannten „echten“ Wiener nicht aus der Gemütsruhe bringen – im Gegensatz zu den 170 000 „Jugos“, die er auch gerne „Tschuschen“ nennt. Das Wort soll auf den Wachruf der serbischen Wehrbauern an der osmanischen Grenze zurückgehen und wird heute auf Wiens Straßen wie folgt verwendet: „Mercedes ist voll das Tschuschen-Auto.“ In ironischer Brechung wurde es namengebend für die „Wiener Tschuschenkapelle“, die der Kroat Slavko Ninic 1989 gründete und die die traditionelle Musik der „Gastarbajteri“ zur Aufführung bringt. Die damals revolutionären „Tschuschen“ sind längst eine Wiener Institution, sie musizieren mit den Wiener Philharmonikern

ratsabteilung für Integrations- und Diversitätsfragen angestellt ist: „Wir Ex-Jugoslawen haben der Stadt ein Herz gegeben und die Schwarzen ihr das Aussehen einer Großstadt.“ Auf der Ottakringer Straße promenieren junge Frauen in knapper Kleidung, die Männer dezent maskulin, Kurzhaaarschnitt obligatorisch, Deutsch Fremdsprache. Im Wochentakt öffnen neue Lokale, verspiegelte Läden, die Labyrinth oder Flash heißen. Musikalisch dominiert „Turbo-Folk“, orientalisch angehauchte Techno-Schlager serbischer Provenienz, die Blondinen und Bodybuilder mit Sonnenbrille

mais revolutionären „tschuschen“ sind längst eine Wiener Institution, sie musizieren mit den Wiener Philharmonikern und werden sich auch zum Jubiläum des Balkan Fever die Ehre geben.

Und dann ist da noch die Gitarristin Ljubinka Jokic, die 1992 aus Bosnien nach Wien floh, am Konservatorium studierte und bis vor kurzem im 20. Bezirk den „Pomaly-Grill“ betrieb, wo man Pljeskavica zu R&B-Musik verzehren konnte, inmitten bunten Volks, unter farbigen Glühbirnen: Wien verdankt dem Balkan mehr, als es oft will. Nicht nur musikalisch. CHRISTIAN JOSTMANN